

17.01.2010, 2. Sonntag nach Epiphania, 10 Uhr, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche,
Zentraler Gedenkgottesdienst für die Opfer des Erdbebens auf Haiti
Generalsuperintendent Ralf Meister
Predigttext: Römerbrief 12, 9-12

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus, Amen

Es ist wie ein Schatten, liebe Gemeinde, der sich über uns legt. Er kommt morgens mit den Fotos auf den ersten Seiten der Tageszeitungen: Szenen aus völlig zerstörten Stadtlandschaften von Port-au-Prince, Bilder von Opfern und Überlebenden. Am Abend werfen die letzten Nachrichten weitere Schatten: Zahl der Todesopfer gestiegen, zunehmende Verzweiflung, Banden in den Straßen.

Dazwischen das Tagwerk. Meist nicht anders als sonst. Bis die Frau beim Abholen der Hemden in der Reinigung plötzlich sagt: „Ist das nicht furchtbar!“ Schweigen. Betroffenheitsgesten und stumme Dankbarkeit für das unverdiente Glück, an einem sicheren Ort zu leben.

Die Bilder zeigen eine unvorstellbare Zerstörung. Die Zahlen übersteigen, was wir denken können. Es wäre jeder Bewohner Berlins, denn mehr als drei Millionen Menschen sind in Haiti unmittelbar betroffen. Verletzt, ohne Obdach, tot. Für ein paar Tage liegt ein Schatten über uns.

Es ist nicht begreifbar was es heißt, dass viele zigtausend Menschen in wenigen Minuten den Tod finden und Millionen obdachlos werden. Hilflosigkeit mischt sich mit Erschrecken und Mitgefühl. Wir sind berührt, innerlich bewegt vom Leid des Anderen und hoffen mit suchenden Angehörigen. Wir bitten und beten für die Verletzten und die Angehörigen der Opfer. „... **beharrlich im Gebet**“.

Dieses Mit-Leiden ist ein Zeichen, dass der Mensch dem Menschen Bruder oder Schwester ist. Die Anteilnahme vieler Einzelner, von Hilfsorganisationen und von Regierungen zeigt: es gibt eine Solidarität mit dem Leidenden. Es ist nicht gleichgültig, was dem Nächsten zustößt. Im Leid des anderen spüre ich auch meine eigene Verletzlichkeit. Die Erdbebenkatastrophe in Haiti hat schlagartig und schmerzhaft wieder klar gemacht, wie uns die Bedrohtheit des Lebens über alle Staats-, Kultur- und Religionsgrenzen hinweg verbindet. So fern auch alles ist, dieses Leiden zeigt, wie dünn die bewohnbare Haut unseres Planeten ist. Wie behutsam balanciert ist doch das Gleichgewicht, damit wir Menschen auf dieser Erde leben können. Während der Grünen Woche werden wir vielfach daran erinnert. Wie wir leben von dieser

dünnen Erdkruste. Wie die Schöpfung kein Eigentum der Menschen ist, sondern der Achtsamkeit und der Ehrfurcht bedarf und dennoch unberechenbar bleibt.

Jedes menschliche Schicksal in Haiti hat ein Antlitz. Hinter den Zahlen, den zig und hunderttausenden, verbergen sich Menschen. Jedes Opfer, ein unverwechselbares, einmaliges Gesicht. So wie Redjeson Hausteen Claude, zwei Jahre alt, lebend aus dem Elternhaus geborgen. So wie das junge Mädchen, das im Notlazarett neben der schwerverletzten Mutter kniet, wie der Greis, dessen ärmliche Unterkunft vollständig zerstört wurde und der hilflos verwirrt durch die Straßen von Port-au-Prince irrt. Jedes menschliche Schicksal hat ein Antlitz. Und in jedem Gesicht wird uns Gott selbst ansichtig. Verletzbar und gefährdet, hilflos, ohne Macht.

Wir leben immer noch in der Weihnachtszeit. Die Epiphaniastzeit ist wie ein langer Nachklang des Weihnachtsfestes. Die Geburt des hilflosen, ohnmächtigen Kindes in der Krippe in Bethlehem ist noch gegenwärtig. Erst vor wenigen Wochen haben wir die Lieder gesungen von der „gnadenbringenden Weihnachtszeit“, „nun singet und seid froh“, „jubelt und freuet euch ihr Christen alle!“. In diese Melodien mischen sich nun die Klagegesänge aus Haiti.

Und wir stehen plötzlich wieder im Advent. Wir beginnen erneut mit der großen Sehnsucht und der Erwartung, dass es hell werde, dass Licht erscheint in der Dunkelheit. Und so hören und singen wir die Lieder, die von der Sehnsucht in dunkler Nacht erzählen. „Noch mache Nacht wird fallen auf Menschen Leid...“.

Als das Erdbeben über die Stadt hinwegging wurde die Nacht in Port-au-Prince finstern. Kein Licht in der Stadt, Dunkelheit über der Erde.

„Wo bleibst du Trost der ganzen Welt, darauf sie all ihr Hoffnung stellt? O komm, ach komm vom höchsten Saal, komm tröst uns hier im Jammertal“.

Ist dieser Ruf der Adventszeit – wieder einmal - ungehört verklungen? Ist der Stern über Bethlehem, kaum hatten wir die Krippe erreicht, wieder verloschen?

Ist dieses Erdbeben eine Gottesfinsternis oder gar apokalyptisches Vorzeichen?

Jede Interpretation, die von Schuld oder göttlicher Intervention im Zusammenhang mit dem Erdbeben redet, ist zynisch. Seit dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 sind Naturkatastrophen keine Frage mehr von Moral oder von Gottes Zorn und seiner Bestrafung. Es sind Fragen von Geologie und Seismologie. Vor allem aber ist seit diesem Erdbeben vor 250 Jahren die nüchterne, schmerzhaft ein-

sicht gewachsen, in einer ständig bedrohten Welt zu leben, die nicht von Gott aus seinen himmlischen Sphären dirigiert wird. „Wie kann ein Gott, der allmächtig und gütig ist, ein solches Erdbeben über das Land schicken, dass über die ganze Welt das Christentum ausbreitet?“, so fragte man im 18. Jahrhundert. Die Frage nach einem gütigen Gott, der voller Allmacht die Geschicke der Welt lenkt, ist seitdem theologisch nicht mehr verstummt. Das Fundament, auf dem Theologen und Philosophen bis dahin mit ihren eindeutigen Welterklärungsversuchen ihre Antworten formulierten, war zerbrochen.

Es gibt keine theologische Antwort auf diese Katastrophe – so wenig wie auf die anderen Naturkatastrophen - die befriedigend oder tröstend wäre.

Und dennoch versucht es der Glaube. Immer wieder stehen wir erschrocken vor diesen Ereignissen und lassen doch von Gott nicht los.

Zuerst einmal, weil wir, wie alle Generationen vor uns - so lesen wir es in den Geschichten der Bibel - Gott unsere Fragen und unsere Verzweiflung entgegenschleudern: „Was ist meine Kraft, dass ich ausharren könnte; und welches Ende wartet auf mich, dass ich geduldig sein soll. Hab ich denn keine Hilfe mehr, und gibt es keinen Rat mehr für mich?“ Hi 6, 11f.

Wir fügen uns ein in diesen Chor der Vorväter und -mütter und leihen uns ihre Worte, klagen mit ihnen. „Wende Dich, Gott, und errette mich, hilf mir um deiner Güte willen! Denn im Tode gedenkt man deiner nicht, wer wird Dir bei den Toten danken?“

Ps 6, 5.

Die Zerbrechlichkeit des Lebens, die ständige Bedrohung unseres Hierseins sucht ein Gegenüber, dem wir unsere Angst und unseren Schmerz zurufen können. Es ist die Suche nach dem Licht in der Finsternis. Und wer in der beständigen Sorge noch an einem Sinn festhalten will, der ruft seine Sorge zu Gott. „Gott, wie lange willst du mich so ganz vergessen? Wie lange verbirgst Du dein Antlitz vor mir?“ Ps 13,2

Wir leben immer noch in der Weihnachtszeit. Und wir hören noch einmal auf die Geschichte, die viele Weihnachten ohne Sorge um Leib und Leben gehört haben. Hier sitzen genug unter uns, die in diesen Tagen, ausgelöst durch die Bilder aus Haiti auch in ihr eigenes Leben zurückblicken und die eigenen, durchlebten Katastrophen erinnern. Viele könnten erzählen, wie oft sie die Weihnachtsgeschichte gehört haben, als einzige Hoffnung in einer zerstörten Welt. Wo bleibst du Trost der ganzen Welt? Dieses flehende Rufen der Adventszeit erklingt neu. Es ist keine fröhliche Hoffnung,

wie sie Paulus fordert, „... **fröhlich in der Hoffnung**“, es ist ein klagender Ruf: Gott, hast Du uns verlassen? Wo bleibst Du, Hoffnung in einer bedrohten Welt?

Gott scheint unkenntlich zu sein. Verborgен. Zurückgezogen. So wie es kaum zu glauben war, dass dort in der Krippe im lumpigen Stall ein kleiner Gott lag, in dem Neugeborenen in Bethlehem. Ein Gott im kalten Stall, ein Gott auf der Flucht. Ein erbarmungswürdiger Gott. Was nützt es den Verzweifelten, die um ihre Angehörigen weinen, was nützt es den Obdachlosen, den Verletzten an Leib und Seele? Ein Gott, der die Tränen nicht trocknet, der die Wunden nicht heilt. Der nicht in Port-au-Prince war, nicht in den Dörfern um die Hauptstadt Haitis. Was nützt er den Weinenden, was nützt er den Verzweifelten?

Gott in der Krippe heiligt die Tränen der Menschen weil er sie selber weint. Gott weint, ist hungrig, wird gedemütigt. Wie alle Kinder, die ohnmächtig zur Welt kommen. Gott in der Krippe leidet und lernt den Menschen nahe zu sein in ihrem Leid. Und darin verwandelt er unser Leben. Nicht als ferner Allherrscher, der über seiner Schöpfung thront und menschliches Leiden als Schicksal distanziert beobachtet. In einem Gedicht mit dem Titel Advent des walisischen Priesters R.S. Thomas heißt es:

„Und Gott hielt in seiner Hand,
eine kleine Kugel. Schau, sagte er.
Der Sohn schaute. Weit weg
Wie durch Wasser sah er
Ein versengtes Land von wilder
Farbe. Das Licht dort brannte; verkrustete Gebäude
Warfen ihre Schatten....
Auf einem kahlen
Hügel betrübte ein kahler Baum
Den Himmel. Viele Menschen streckten ihre dünnen Arme
danach aus als warteten sie
darauf, dass eine verschwundene April
zurückkehre zu den gekreuzten Ästen.
Der Sohn sah ihnen zu
.Lass mich dorthin gehen, sagte er.“

Wir strecken ihm die Arme entgegen. Komm, Gott!

Wir harren aus. Geduldig in Trübsal. Gedenken der Opfer des Erdbebens in Haiti.

Nimm Dich ihrer an!

„Gott, Du Morgenstern bescheine auch ihre Angst und Pein“.

Amen